

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 52.

Berlin, Dienstag den 2. Mai

1848.

Italien.

Deutsche Stimmen über Pius IX.

Heinrich Stieglitz und der Maler Reinhart.

Alles, was dazu beiträgt, den Mann, der seit anderthalb Jahren die Geschichte Italiens und der katholischen Kirche leitet, unserer Würdigung zugänglich zu machen, kann uns nur in hohem Grade willkommen seyn. Verhehlen wir uns nicht, daß der Anstoß, den Pius IX. der Bewegung in Italien gegeben, mindestens eben so stark, als die französischen Februar-Ereignisse, auf die neueste politische Wiedergeburt Deutschlands eingewirkt hat. Indirekt hat er sogar die ganze europäische Bewegung dieses Jahres veranlaßt, denn den Gedanken, daß das so lange geknechtete Italien frei geworden, daß man in Rom und Florenz politische Versammlungen und Aufzüge veranstalten, während man in Paris weder bankettiren noch in feierlichen Zügen aufmarschiren dürfe, konnte man in Frankreich nicht ertragen, und dies hat nicht wenig dazu mitgewirkt, die Pariser Nationalgarde unwillig auf Ludwig Philipp und Guizot zu machen, wodurch bekanntlich der Februar-Revolution die Thür geöffnet war. Pius IX. ist vielleicht von der Vorsehung dazu bestimmt, ebenso den Sturm der Gegenwart zu beschwichtigen, wie er ihn heraufbeschworen hat. Der religiöse und dabei von allem Fanatismus ferne Charakter, den das Volk in Frankreich ebenso wie in Italien mitten in seinen Aufregungen bewahrt hat, deutet auf einen Einfluß hin, den wir zwar nicht nachzuweisen vermögen, über dessen Vorhandenseyn wir jedoch keinen Zweifel hegen. Sicher ist, daß Rom jetzt nicht bloß der kirchliche, sondern auch der politische Mittelpunkt der Halbinsel ist, und daß es nicht die Waffen Oesterreichs, sondern der Siegerkönig des Ritters ist, von dem Italiens Geschichte jetzt abhängen und von dem es die Ratification seiner Einheit und seiner neuen europäischen Bedeutung zu erwarten hat.

Das Buch, das uns zu den vorstehenden Betrachtungen zunächst veranlaßt hat, ist ganz kürzlich erschienen, obwohl es einen bereits der Vergangenheit angehörenden Abschnitt unserer Zeit, die bekanntlich sehr rasch vorwärts schreitet, nämlich das erste Jahr der Regierung des Papstes Pius IX., zum Gegenstande hat. Heinrich Stieglitz, der norddeutsche Dichter, der, nach dem Tode seiner unvergeßlichen Charlotte, in südliche Länder zog und zuerst in München, dann aber mehrere Jahre in Venedig lebte, hatte von dort aus im Herbst 1846 einen Ausflug nach Rom unternommen, wo er nur wenige Wochen verweilen wollte. Aber schon auf dem Wege dahin, in der Romagna und überall, wohin des neuen Papstes Regentengewalt reichte, fesselte ihn so Vieles, daß er in der Hauptstadt erst um diejenige Zeit eintraf, in welcher er bereits wieder in Venedig zu seyn beabsichtigt hatte. Er verlebte nicht bloß den Winter und den Carneval dort, sondern auch das in Rom so großartige Ostersfest und den Frühling feierte der deutsche Dichter in dieser Stadt, wo damals auch gerade der in Deutschland, wie in Italien, nicht bloß als Maler, sondern auch als Dichter vielgeschätzte Reinhart starb, dieser liebenswürdige Künstler, der seit dem Ausbruche der ersten französischen Revolution in Rom gewohnt und der nun noch im hohen Alter einen Papst erleben sollte, welchen er, seines scharf ausgeprägten Protestantismus ungeachtet, als den Herold einer neuen, großen Zeit begrüßte. Reinhart, in seiner Blüthezeit mit Goethe und Schiller nahe befreundet, schloß sich kurz vor seinem Tode noch dem nach Rom gekommenen deutschen Dichter innig an und setzte ihn zum Erben seines reichen literarischen Nachlasses ein, der, zu einem Lebensbilde des seltenen Künstlers verarbeitet, nächstens als ein selbständiges Werk erscheinen wird. Was wir hier aus den Erinnerungen von Stieglitz folgen lassen, ist ein charakteristisches Gedicht des greisen (beinahe 90jährigen) Malers zu Ehren des neunten Pius. Voran schicken wir jedoch aus dem Buche, welches reiche Miscellaneen in Prosa und in Versen enthält, einige Züge aus dem Leben des Papstes, wie sie Stieglitz nach den Erzählungen des Volkes aufgefaßt hat:

1.

Pius gehört zu den Persönlichkeiten, von denen eine Menge Anekdoten im Schwange gehen, und deren jede neue Handlung leicht eine neue, rasch sich verbreitende erzeugt. Es ist dies immer ein Zeichen besonderer Eigenthümlichkeit und des Unterscheidens von der großen Masse der Allerweltmenschen. Bei ihm aber tragen all diese Einzelheiten das Gepräge der Genialität eines

großen Herzens. Von jenem an das Wunderbare gränzenden Umschlag seiner Berufswahl, der ihn, statt zum Soldaten, mit einem Male zum Geistlichen macht — von den Erlebnissen auf seiner Missionsreise in Amerika, dessen Boden er bis jetzt der einzige von allen Päpsten betreten hat — von seinem eben so lähnen als liebevollen Entgegenwirken der Demagogenspißerei in der verhängnißvollen Periode seines Episkopats in Spoleto zu Anfang der dreißiger Jahre bis zu dem Moment, wo er mit einer merkwürdigen Einseitigkeit der Wahlstimmen verschiedener Parteien zum Kirchenfürsten gewählt wurde — „der Mann von Gott gesendet, mit Namen Johannes“, wie ein Prediger von ihm auf der Kanzel verkündet — von all seinen Schritten leben die anziehendsten Erzählungen und Deutungen im Munde des Volkes. Und später dann die unzähligen Züge einer unermesslichen Wohlthätigkeit, verbunden mit der klugen Umsicht, daß die Hülfe allzeit auch am rechten Orte eintrete, einer Wohlthätigkeit, welcher er sein Privatvermögen ganz und gar opfert, während er mit größtmöglicher Vereinfachung seiner persönlichen Bedürfnisse die Staatskassen nur für das Wohl des Ganzen zu verwenden sucht und jedem Anstehen des Nepotismus ein für allemal den Weg versperret. Dahin das Auffuchen ärmerer Familien, um sich von deren Zustande mit eigenen Augen zu unterrichten und dann erst nach Maßgabe Hülfe zu reichen — dahin die Scenen mit den Schulkindern, die er, ein unerwarteter Besucher, selbst prüft, ermuntert, belohnt — dahin sein überraschendes Erscheinen auf der Kanzel, wo er ohne alles Gepränge die Stelle des Predigers übernimmt, seit undenklichen Zeiten der erste Papst wieder, der auch hierin seine Function als Bischof erfüllt — dahin das sorgfältige Untersuchen der Hospitäler, die er, von unnützen Pfränden verzerrt säubernd, mit Krankenspiegeln aus dem thätigen und anspruchlosen Orden der Kapuziner verzieht — dahin die treffenden Anreden und Erwiderungen bei den von ihm aufs freimüthigste eröffneten Audienzen an Menschen aller Stände — dahin die nicht selten humoristische Art, unnütze Subjekte zu entfernen und geeigneter auf deren Posten zu befördern; zugleich aber auch das durchgreifende Energische, wo es gilt, gegen sträfliche Vergehungen, Mißbräuche, aus Uebelwollen hervorgehende Hemmnisse ahnend einzutreten. — — — Es ist eine schöne Aufgabe für einen künftigen Biographen, der freilich aus der Quelle schöpfen und sorglich prüfen müßte, all diese sich täglich mehrenden Züge zu sammeln und zu einem ins Einzelne gehenden Charakterbilde zusammenzustellen. Welch lebendige Scene bietet nicht in jenen ersten Monaten, da man anfang vor heimlich entgegenwirkenden Kräften zu bangen, der Besuch Micara's, des statlichen, mit einseitiger Schärfe des Verstandes und bei strengster Kirchlichkeit bis auf einen gewissen Grad mit edlem Freisinn ausgerüsteten Kardinals aus dem Orden der Kapuziner, der nach dem Tode Gregor's unter allen Kandidaten der Tiara von der Masse des Volkes vielleicht am dringendsten gewünscht war, und der nunmehr seinem begünstigten Nebenbuhler durch ein Geschenk seltsamer Art ein Zeichen liebender Verehrung und zugleich ängstlicher Fürsorge geben will. Pius erklärt, daß er von seinem Klerus niemals Geschenke annehmen werde; aber Micara versichert treuherzig, er werde, wenn er sie gesehen, die von ihm gebrachte Gabe nicht zurückweisen; und indem er die Thür des Vorsaales öffnet, zeigt er dem Papste drei rüstige Kapuziner mit dem Bemerken, das seyen die zuverlässigsten und entschlossensten des Ordens, und darum habe er ihm den einen als Mundstoch, den anderen als Kammerdiener, den dritten als Thürhüter zugebacht. Und Pius, heist es, habe lächelnd in die Annahme gewilligt. — Daneben die gütige Aufnahme einer armen Frau, die er mit ernstem Vorwurf gegen einen zurückweisenden Schweizer zu sich heranwinkt und zur Ueberhändigung der entgegengehaltenen Bittschrift an den betreffenden Beamten des Palastes aufmuntert. Als sie aber klagt, daß sie bereits mehrmals dieselbe eingereicht, ohne berücksichtigt zu werden, wirft Pius einen Blick hinein, der ihm alsbald die Gründe des Zurückhaltens enträthelt, reißt dann einen Streifen von dem Blatte und schärft der Bittstellerin ein, von neuem denselben Weg zu versuchen. Am Schlusse der nächsten Vorlegung von Bittschriften fragt er den mit diesem Amte Betrauten, ob das alle Gesuche seyen, welche diesmal eingelaufen? — und nach Befragung der Frage zeigt er dem nicht wenig Erschrockenen das abgeriffene Stück und fordert unter Androhung von strenger Ahndung des Unterschleifs die schleunige Erledigung des schon allzu lange hingehaltenen Gesuchs. — Und wiederum der frühe Morgenbesuch einer Kirche, von welcher er erfahren hatte, daß ein jüngst verstorbenen bizarrer Frömmeler mit Hintansetzung seiner Familie ein nicht unbeträchtliches Vermögen demjenigen Geistlichen vermacht, der zufällig an diesem Tage daselbst die erste Messe lesen würde. Pius verrichtet diesen Dienst in eigener Person und überweist nunmehr das laut dem Testament ihm zukommende Vermögen den natürlichen Erben.

*) Erinnerungen an Rom und den Kirchenstaat im ersten Jahre seiner Verjüngung. Von Heinrich Stieglitz. Leipzig, Brockhaus, 1848.

Es ist schwer, im Besitz eines so reichen Schatzes interessanter Data geizend zurückzuhalten. Aber ich fürchte durch Aufzählen allzuvieler Einzelheiten den Umriß des Gesamtbildes eintragen zu thun. Darum aus der Menge der im Munde des Volkes lebenden Erzählungen nur noch eine der jüngsten, die in vielfacher Beziehung bezeichnend und durch wohllundige Berichterfasser verbürgt ist. Nachdem der Papst wegen Einberufung von Provinzial-Deputirten als Eröffner und Berather der Bedürfnisse des Volkes mit den einzelnen Kardinalen sich besprochen und die Mehrzahl mit sich einverstanden gefunden hatte, war er nicht wenig verwundert, bei der Abstimmung im versammelten Kollegium einer nur geringen Zahl von weißen Kugeln zu begegnen. Ruhig legte er diese neben die bei weitem überwiegenden schwarzen vor sich hin und sagte, indem er über letztere sein weißes Käppchen breitete, mit fester Stimme, es sey nicht schicklich, daß in dem zur Eintracht bestimmten heiligen Kollegium verschiedene Färbung herrsche. Somit war die Einheit der Vota hergestellt und der wichtige Akt entschieden.

Hätten wir die Hauptmomente seines bisherigen Thuns ins Auge, so sehen wir bei Pius überall ein Hinzielen auf moralisches Einwirken, auf Erziehung seines Volkes zu sicherem Fortschritt, ein Streben nach Aufklärung des Geistes und nach bürgerlicher Wohlfahrt, so weit solches in den gegebenen Verhältnissen nur irgend zu erreichen steht. So bezwecken seine Erlasse zur Minderung und zur Reform der Klöster, eben so wie wir bei dem Censur-Edikt gesehen, ein Abscheiden des Mönchswesens von dem Einschreiten in die bürgerlichen Verhältnisse, ein Hinweisen der Geistlichen auf das, was ihres Amtes ist, und Sonderung von angemessenen weltlichen Geschäften, wodurch zugleich die Klosterzucht gefördert und Nichtgeistlichen ein weiterer Spielraum zu amtlicher Thätigkeit eröffnet wird. Dazu die besonders angewiesenen Vorbildungen für die einzelnen Zweige zum Eintreten in den Staatsdienst. Mit welcher kühnen Rücksichtslosigkeit dieser humane Geist ein als nothwendig Erkanntes verfolgt, beweist die Umgestaltung der Academia ecclesiastica, wo Söhne aus hohen Familien, als Abbaten eintretend, für die höheren Staats- und Hofstellen herangezogen wurden, auch ohne die für solchen Beruf nöthigen Eigenschaften des Geistes und des Herzens zu besitzen. Infolge der neuen Anordnung ist der Eintritt nur unbescholtenen Priestern gestattet, die den Doktorgrad der Rechte oder der Theologie bereits erlangt, und somit nur wirklicher Befähigung die Bahn geöffnet. Zugleich aber sind für das Volk sehr wesentliche Einrichtungen zur Verbesserung des Schulwesens getroffen, in welche vornehmlich auch der Unterricht in der Geschichte, namentlich der vaterländischen, einbezogen ist; auch wird für Stiftung bürgerlicher Schulen Sorge getragen, welche nicht unter Geistlichen stehen, und welche den Behörden der Provinzen dringend zu eifriger Förderung empfohlen sind — ein außerordentlicher Schritt, demzufolge man der Heranbildung eines ganz neuen Geschlechts im Kirchenstaate entgegensehen darf. — Ferner ist die Kriminal-Justiz vereinfacht und nach Möglichkeit jeder willkürlichen Handlung entzogen. Auf Mehrung des öffentlichen Wohlstandes und Minderung der Noth zielen vornehmlich die Verordnungen zum Anbau todter liegender Gründe, in deren Anwendung der Gesetzgeber selbst mit ermunterndem und förderndem Beispiel vorangeht. So läßt er die pontinischen Sümpfe mit Reis bebauen, und eben so wird die römische Campagna in ihren verschiedenen Bezirken mit den geeigneten Feldfrüchten bestellt werden. Nachdem mit den Staatsdomänen und den Gründen, welche Kirchen und Klöstern zugehören, der Anfang gemacht worden, hat Pius den Fürsten und großen Grundbesitzern erklärt, er erwarte dasselbe von ihnen; wo nicht, so sehe er sich genöthigt, als Staatsoberhaupt zum Besten seines Volkes einzuschreiten. Zu gleicher Zeit sind umsichtige Verordnungen erlassen, den Mangel des Getraides zu verhindern, Abgaben auf nothwendige Verbrauchsgegenstände (z. B. auf Del, Salz) aufgehoben oder herabgesetzt, die Preise von dergleichen niedriger gestellt, und durch strenge Geseze ist auf das kräftigste den Wucherern und Auktäufern gesteuert, einzelne Uebertretungsfälle werden mit unerbittlicher Strenge geahndet. Wenn durch Einführung der Eisenbahnen der Verkehr mit dem Auslande wesentlich gefördert und vermöge der daraus hervorgehenden vielseitigen Verbindungen eben so geistiger Austausch als materielles Wohlfeyn gesteigert wird, so stellt die Bildung der Nationalgarde den doppelten Vortheil zweckmäßiger Entwicklung der Volkskraft zum Wohl des Staates und bedeutender Ersparnisse durch Minderung der eigenen und durch gänzliche Abschaffung der fremden Truppen in Aussicht, was als moralischer Hebel durch Bannen des lezten Scheins von Mißtrauen von unberechenbarer Wirkung seyn muß. — Die nächst bevorstehende, bereits eingeleitete Maßregel ist die Einführung einer Municipal-Verfassung für die Stadt Rom, wodurch ein seit undenklichen Zeiten eingerissenes Meer von Mißbräuchen der Willkür, an welchem nur die Hauptstadt des Landes litt, mit der Wurzel vertilgt und auch hier tüchtigen Kräften ein angemessener Spielraum eröffnet wird.

Neben diesen größeren, umfassenderen Anordnungen verdienen mindestens eine Andeutung auch solche, die in einem engeren Kreise öffentliches Wohl erzielen. Dahin gehört die jüngst erst vorgenommene Beseitigung der Dachrinnen und die demnächst bevorstehende Anwendung des Gaslichts. Von der Bedeutung der erstberührten Veränderung für Rom können Diejenigen sich einen Begriff machen, welche die höchst unzuweckmäßige frühere Einrichtung gekannt, die zur Regenzeit die ganze Stadt in eine fortgesetzte Traufe verwandelte und es in engeren Straßen fast unmöglich machte, einer fortlaufenden Kette von Sturzbadern zu entgehen. Die römischen Kutscher, die, nicht selten Stunden lang der kalten Taufe ausgesetzt, am meisten unter dem alten Uebelstand zu leiden hatten und ihre meisten Krankheiten denselben zuschrieben,

haben die neue Anlage durch ein Freudenfest gefeiert; und man darf behaupten, daß ganz Rom, sich selbst glückwünschend, an demselben Theil genommen.

Von einem Herrscher, der mit solchem Ernst und solcher Umsicht im Größten wie im Kleinsten das Wohl seines Volkes ins Auge gefaßt hat, darf man sicher auch das Endliche Aufheben des Lotto, dieser großen Demoralisations-Anstalt vornehmlich der unteren Klassen, vorausverkündigen. Und wäre dies grauenvolle, privilegierte Hazardspiel mit seinen immer sich erneuenden und erweiternden Abgründen moralischen und materiellen Verderbens minder an seiner Stelle als in einem geistlichen Staate?

Pius hat vielleicht nur Eine Art von Feinden — die Nachtgespenster, denen das Bittern der Morgenluft Vorbote ihres nahen unvermeidlichen Abzuges ist. Im Uebrigen ist wohl niemals noch einem Papste solch' allgemeine Liebe zu Theil geworden als ihm, selbst unter den in Glaubensangelegenheiten von ihm abweichenden Parteien verschiedenster Färbung. Das ist es auch, was besonders fromme Katholiken mit der Hoffnung erfüllt, es werde unter der Herrschaft dieses hochherzigen Priesterkönigs — *Re Sacerdote*, wie Pius häufig im Volke genannt wird — die ganze Welt Ein Hirt und Eine Herde werden. Ob die Verwirklichung solch' übergreifender Erwartungen auch nur denkbar sey, mögen aufmerksame Leser des an alle katholischen Bischöfe entsendeten Rundschreibens vom neunten November 1846 ermessen — ein Dokument, das alle mittelalterlichen Ansprüche des päpstlichen Stuhles ungeschwächt und ungeschmälert aufrecht erhält und mit einigen neuen, auf die Gegenwart besonders bezüglichen Anforderungen und Strafanordnungen vermehrt, und bei dessen Betrachtung man unwillkürlich an des großen Sausen Wort erinnert wird, es könne nimmer ein Papst Ghibellin werden.

Wie dem aber auch sey, der bedeutende Einfluß Pius des Neunten auf alle Welt bleibt ungeschmälert, schon als Beispiel einer solchen Menschennatur auf dem Throne. Auch geht aus all' seinen bisherigen Handlungen deutlich hervor, daß er, seine große Aufgabe und seine schwierige Stellung gleichmäßig erkennend, ruhigen und festen Schrittes seine Bahn verfolgt, eben so unbekümmert um das im Finstern schleichende Getriebe rücksichtsüchtiger Dunkelmänner und Ränkespinner, als um das mahnende Geschrei der allzu Hastigen und Drängenden, die ohne Erwägen der Sachlage das Unthunliche, für den Augenblick Unmögliche verlangen. Ob er den Anforderungen der zwar besonnen, aber doch entschieden auf ihn Bauenden innerhalb der Schranken seiner Stellung jemals wird entsprechen können? — Wenn Iphigenie von ihrem gewaltigen Ahnherrn sagt:

„ — — Zum Knecht zu groß, und zum Gefellen
Des großen Donners nur ein Mensch“ —

so dürfte man, auf Pius den Neunten angewendet, diese Worte also umwandeln —

Zum Sklaven harter Sänung allzu edel
Und frei gesinnt; der Zeit und ihrem Drange
Vollkommen zu gemäßen, allzu sehr
Von unauflöslich harrem Netz umspinnen.

Wer aber darf bei einem Manne, der, aus stillem Wirkungskreise plötzlich zur Herrschaft berufen, binnen kaum zwölf Monaten unter den bedrängtesten Verhältnissen so viel des Bedeutenden ausgeführt und vorbereitet, der mit der reinsten Mischung von Weisheit und Liebe, Kraft und Milde, Strenge und Rücksicht die größten, fast unübersteiglich scheinenden Schwierigkeiten besiegt und auf einem Thron, von dem man seit Jahrhunderten nur gewohnt war, Stagnation und rückhaltende Maßregeln zu erwarten, jeden Tag die Welt mit neuen ungeahnten Fortschritten überrascht, wer darf bei einem solchen die Entwicklung der Kräfte und der Mittel nach hergebrachtem Maßstabe ermessen und berechnen wollen?

Polen.

Politische Bemerkungen auf einer Reise nach dem Großherzogthum Posen.

(Fortsetzung.)

Schneidemühl ist eine Grenzstadt des Großherzogthums, die nur deutsche Einwohner hat. Hier trennte ich mich von meinen Reisegefährten. Ich fand die Bevölkerung in einer gewissen Aufregung, wie ich sie hier nie zuvor wahrgenommen. Das Wort „Anschluß an den deutschen Bund“ war die Lösung des Tages. Die aufgeregte Stimmung wurde noch erhöht, als wenige Stunden nach mir ein Ministerial-Reskript eintraf, in dem Herr v. Auerswald erklärte, es werde wegen des Anschlusses der Negkreise an Westpreußen bereits im Kabinette und im Ministerium berathen, und er könne vorläufig die Versicherung geben, daß bald eine königliche Cabinets-Ordre einen definitiven Beschluß verkündigen werde. Schon an demselben Nachmittage kam mit Eskafette die Ordre, welche den Neg-Distrikt von der Reorganisation ausschloß. Ungeheimer Jubel verbreitete sich durch die Stadt, den Abend wurden alle Häuser illuminiert, Musik zog durch die Straßen, und dem großen Volkszuge wurden die deutschen Fahnen vorangetragen. Die Bromberger Volksversammlung war durch den Central-Ausschuß als unnöthig abbestellt. Hierzu war der Ausschuß nicht befugt, auch konnte er über die Nothwendigkeit nicht entscheiden. Eine ängstliche Beamtenpartei hatte die Versammlung hintertrieben, der noch eine wichtige Aufgabe zu lösen blieb, nämlich die Beschickung der deutschen National-Versammlung zu berathen. Ich freue mich, diese Frage angeregt zu haben, sie ist die Krone der ganzen Verhandlungen über diesen Punkt und macht eine schnelle Entscheidung unvermeidlich. Man möchte wünschen, daß in den

deutschen Comités weniger Beamte und mehr Bürger ständen, namentlich in Bromberg, es würde dadurch mehr Energie in die Verhandlungen kommen, zugleich auch der Verdacht eines offiziellen Einflusses abgeseht werden.

Von Schneidemühl aus wurden die Bromberger noch an die bevorstehenden Wahlen erinnert, das Uebrige war erledigt. Dann wurde noch ein Protest gegen die Wirksamkeit des Generals von Willisen im Großherzogthum entworfen, der indessen nicht abging, da Willisen inzwischen die Provinz verlassen hatte. Ich weiß nicht, ob sich je gegen einen „Vermittler“ ein so heftiger und allgemeiner Unwille ausgesprochen hat, als gegen Willisen auf Seiten der Deutschen. Seine Mission ist als total mißglückt zu betrachten, man giebt ihm sogar an den letzten Greuelthaten Schuld. Er habe eigentlich, sagt man, desorganisiert, den Aufstand der Polen aber organisiert, indem er ihm das Siegel der Geseßlichkeit aufgedrückt habe.

Auch für die Ruhe des Reg-Distrikts will ich noch nicht bürgen. Auf Charfreitag und die Ostern, Tage, die oft schon in früheren Jahren für den Ausbruch einer Bluthochzeit bezeichnet wurden, fürchtete man Störungen der Ordnung. Selbst in Schneidemühl sollte am Charfreitag eine Emeute ausbrechen. Diese könnte jedoch keinen politischen Charakter haben, da, wie gesagt, die Bevölkerung bis auf einen neutralen und einen polnisch gesinnten Beamten durchaus einmüthig deutsch ist. Sie könnte also nur vom Gefindel ausgehen. Ich verließ Donnerstag die Stadt, ohne ein solches, wahrscheinlich nur als Gerücht bestehendes Intermezzo abzuwarten, und sollte es zu einer Ruhestörung gekommen seyn, so ist sie gewiß durch die Bürgergarde und gegen 100 Mann Soldaten, welche in der Stadt stehen, mit Leichtigkeit gedämpft worden.

Zu ernstern Ausbrüchen könnte es noch in der eine Meile von Schneidemühl liegenden Stadt Hluzek unmittelbar an der Nege, kommen, etwa auch in der Kreisstadt Czarnikau, deren Landrath sich in der Nothwendigkeit befand, neues Militär zu requiriren. Auch hier ist das polnische Element beträchtlich geringer, als das deutsche. Die Bürger von Hluzek hatten im Anfange der Unruhen ihren deutschen Bürgermeister vertrieben, doch weniger aus Haß gegen die Deutschen, als zur Wahrung der Rechte der Bürgerschaft überhaupt. Dieser Bürgermeister hatte ohne Auftrag der Kommune sich zu einer deutschen Volksversammlung nach Schneidemühl begeben und dort im Namen seiner Stadt Erklärungen für den Anschluß an den deutschen Bund gegeben. Auch nachher hatte er nicht die Ratification seiner Handlungsweise von der Stadt eingeholt. Diese Formenverletzung war es allein, welche die Bürgerschaft ahndete.

Von Schneidemühl aus durchfuhr ich den Reg-Distrikt in seiner Länge; in Ryczpwoł sah ich die erste rothe Fahne aufgezogen. Die Stimmung der Einwohner schien aber keinesweges eine polnische zu seyn. Ryczpwoł hat ein Uebergewicht an Juden, und rechnet man sie, wie man es nach den neuesten Vorfällen muß, und wie auch in den gewöhnlichen deutschen Berichten geschieht, dem deutschen Elemente bei, so sind auch in Ryczpwoł die Polen sehr in der Minderzahl. Das Aufpflanzen polnischer Fahnen ist hier mehr Sache der Geistlichen und des Adels, als des Volkes. Ich fragte einen polnischen Bauer, was er denn bei diesen Unruhen zu thun denke? „Mich gehen diese Unruhen nichts an“ — entgegnete er, und ich bin gewiß, daß er sich auf die Seite schlägt, von der er Arbeit und Brod hat.

Von hieraus wurde für den weiteren Weg ein katholischer Geistlicher mein Begleiter, der kein Wort Deutsch sprach. Anfangs war er zurückhaltend und schüchtern. Als ich aber Namen nannte, die an der Spitze der polnischen Reorganisation stehen, und er erfuhr, daß ich mit allen diesen Leuten, die jetzt gegen die Deutschen stehen, ausgewachsen sey, wurde er offen und erklärte bestimmt, daß auch er für die Wiederherstellung Polens in seinen alten Grenzen sey. Als ich ihm hierauf erklärte, daß doch Polen nicht ein echt deutsches Element verschlingen dürfe, daß es dies überhaupt nur zu seinem Schaden thun möchte, ließ er sich handeln und beschränkte die Wiederherstellung auf das noch jetzt spezifisch polnische Gebiet.

(Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Longfellow's Evangeline. *)

Die Geschichte der europäischen Ansiedelungen in Nord-Amerika ist reich an Abenteuer und ergreifenden Scenen. Nicht genug, daß die ersten Kolonisten mit der wilden Natur und ihren wilderen Söhnen zu kämpfen hatten, es mischten sich in diesen Streit die feindseligen Elemente, die noch aus der alten Welt stammten und hier mit ungeschwächter Kraft fortlebten. England und Frankreich, jene beiden Nationen, die sich in Europa seit undenklichen Zeiten als natürliche Feinde gegenüberstanden, trafen von neuem auf dem jungfräulichen Boden Amerika's zusammen, um ihn mit Blut zu tränken. Noch grausamer aber als politische Feindseligkeit wüthete der religiöse Haß, und der Puritanismus in Neu-England, der Katholizismus in den französischen Niederlassungen bekriegten sich wechselseitig mit jener schonungslosen Erbitterung, die sich vorzugsweise in Glaubensstreitigkeiten kund giebt und so viele traurige Seiten in den Annalen der Menschheit anfüllt. Einen Beleg hierzu giebt das Schicksal der Ansiedler von Acadien.

Die Provinz Neu-Schottland (Nova Scotia), die jetzt einen Theil der Besitzungen Englands in Nord-Amerika bildet, ist ursprünglich von den Franzosen kolonisiert worden, die ihr den Namen Acadien (l'Acadie oder la Cadie, nach einem Fluße, welcher so hieß) gaben. Schon vom Anfang des siebzehnten

Jahrhunderts an machten die Briten zu wiederholten Malen Versuche, sich ihrer zu bemächtigen, und durch den Traktat von Utrecht wurde „ganz Neu-Schottland oder Acadien mit der Stadt Portroyal“ von Ludwig XIV. definitiv an die Krone Großbritannien abgetreten. Die Einwohner weigerten sich jedoch, ihren neuen Herrschern zu gehorchen, und da sie von den Indianern unterstützt wurden, die sich den Engländern stets abhold zeigten und weit besser mit den Franzosen harmonirten, so gelang es ihnen, sich eine Zeitlang in gänzlicher Unabhängigkeit zu behaupten. Im Jahr 1755 ward endlich eine starke Land- und Seemacht unter dem Kommando des Generals Monkton aus Boston abgefertigt, um die Rechte Englands auf Acadien geltend zu machen, und nach einem viertägigen Bombardement des Forts Beauséjour, welches wie die anderen Festungen von französischen Truppen besetzt war, erklärten sich diese zu einer Capitulation geneigt, indem sie zugleich ihr Erstaunen darüber aussprachen, daß man sie mitten im Frieden angegriffen habe. Die Bedingungen, die den Franzosen geboten wurden und denen sie nach einigem Widerstreben ihre Zustimmung gaben, waren folgende: Die Garnison sollte mit kriegerischen Ehren ausmarschiren und auf Kosten des Königs von Großbritannien nach Louisbourg transportirt werden, mit der Verpflichtung, binnen sechs Monaten die Waffen nicht wieder gegen England zu führen; die Einwohner des Landes aber sollten in demselben Zustande verbleiben, in dem sie sich vor Ausbruch des Krieges befanden, ohne für ihre Feindseligkeiten gegen die britische Regierung bestraft zu werden. Unter denselben Bedingungen kapitulirten auch die übrigen Forts, und die französischen Truppen verließen überall das Land.

So war denn Acadien ganz unter englische Botmäßigkeit gebracht, und die Einwohner glaubten nunmehr unter dem Schutze ihres neuen Landesherren zu stehen. Einige von ihnen hatten allerdings die Neutralität gebrochen, die sie im Allgemeinen seit dem Frieden von Utrecht beobachtet hatten; dreihundert Acadier nahmen an der Vertheidigung von Beauséjour Antheil, und der Distrikt Chignecto war in offenen Aufruhr ausgebrochen; aber in den übrigen Dorfschaften hatten sich die Einwohner ruhig verhalten, ihre Waffen ausgeliefert und alle an sie gerichtete Forderungen erfüllt. Der Zustand dieses unschuldigen Völkchens scheint sich dem glücklichen Schicksal des von den Dichtern besungenen goldenen Zeitalters genähert zu haben; der berühmte Kaynal schildert ihn mit den lebhaftesten Farben, und wenn auch seine Phantasie dem Gemälde einige Züge mitgetheilt hat, so beruht es doch ohne Zweifel im Wesentlichen auf streng historischer Wahrheit. „Diese Leute“, schreibt er, „waren keiner Behörde unterworfen. Die britischen Gesetze waren ihnen fremd. Weder Steuer noch Tribut wurde ihnen je abgefordert. Ihr neuer Herrscher schien sie vergessen zu haben; seine Gewalt ward von ihnen nicht anerkannt. Die Jagd und der Fischfang, welche früher die Haupt-Beschäftigungen der Kolonisten gewesen waren und woraus sie noch immer ihren Unterhalt hätten ziehen können, pasten nicht mehr für ein einfaches, friedliebendes Volk, dem das Blutvergießen verhaßt war. Es nährte sich jetzt vom Ackerbau. In den Niederungen waren Deiche errichtet worden, um sie gegen das Meer und die Flüsse zu schützen, die sie zu überschwemmen pflegten. Anfangs gaben diese Felder funfzigfältige, später wenigstens funfzehn- bis zwanzigfältige Aernbten. Am besten gediehen Weizen und Hafer, aber auch Roggen, Gerste und Mais kamen gut fort. Kartoffeln waren in Ueberfluß vorhanden und ihr Gebrauch war allgemein. Auf den unermesslichen Wiesen weideten zahlreiche Herden. Man zählte an 60,000 Stück Hornvieh. Es gab nur wenige Familien, die nicht mehrere Pferde besaßen, obwohl der Pflug von Ochsen gezogen wurde. Die fast sämtlich von Holz erbauten Häuser waren äußerst bequem und sauber, wie sie nur bei den wohlhabenderen europäischen Ackerbauern gefunden werden. Das Geflügel, das von den Kolonisten gezogen wurde, diente dazu, ihrer im Allgemeinen gesunden und reichlichen Nahrung einige Abwechslung zu geben. Ihr Getränk war Apfelwein und Bier, dem sie mitunter Rum hinzusetzten. Ihr Hanf und Flach, nebst der Wolle ihrer Schafe, versorgte sie mit der bei ihnen gewöhnlichen Kleidung, indem sie grobes Tuch und grobe Leinwand daraus verfertigten; feinere Artikel holten sie aus Annapolis oder Louisbourg, welche Städte dagegen von ihnen Korn, Hornvieh und Pelzwerk erhielten. Der Tauschhandel, den sie unter sich führten, war hoch unbedeutender, da jede Familie genug erzeugte, um ihre einfachen Bedürfnisse zu befriedigen. So wußten diese Leute auch nichts von dem Papiergelder, welches in ganz Nord-Amerika im Umlauf war. Das wenige Geld, das sich gleichsam in die Kolonie eingeschlichen hatte, war für sie fast ohne Werth. Die Sitten, die unter ihnen herrschten, waren ganz patriarchalisch. Nie war eine Civil- oder Kriminalsache von hinlänglicher Wichtigkeit vorgekommen, um vor dem in Annapolis errichteten Gerichtshof verhandelt zu werden. Die kleinen Mißthätigkeiten, die von Zeit zu Zeit zwischen den Ansiedlern entstehen mochten, wurden stets in freundschaftlicher Weise durch Vermittelung ihrer Aeltesten geschlichtet. Alle Dokumente wurden von ihren Seelenhirten aufgesetzt, die auch die testamentarischen Verfügungen besorgten. Für diese bürgerlichen und geistlichen Verrichtungen gab man ihnen freiwillig den siebenundzwanzigsten Theil der Aernbten, die so reichlich waren, daß sie mehr Mittel zur Freigebigkeit lieferten, als sich Gelegenheit zur Ausübung derselben vorfand. Die Noth war unbekannt, und die Wohlthätigkeit kam der Armut zuvor. Unglücksfälle wurden gut gemacht, noch ehe sie fühlbar zu werden anfingen. Man that Gutes ohne Prahlerei und empfang es ohne Erniedrigung. Es war eine Gesellschaft von Brüdern, deren jeder bereit war, das zu geben und zu empfangen, was man als das gemeinschaftliche Anrecht des Menschen betrachtet. Sobald ein Jüngling das passende Alter erreicht hatte, baute man ihm ein Haus, machte ein Stück Land urbar und versah ihn auf ein Jahr mit Allem, was zum Unterhalt erforderlich. Hierher führte er die von ihm ausgewählte Gefährtin, die ihm als Heiratsgut eine Schafherde

*) Evangeline, a Tale of Acadie. By H. W. Longfellow. Boston, 1847.

zubachte, und die neue Familie wuchs und gedieh wie die andere. Im Jahr 1749 bestand die Bevölkerung im Ganzen aus achtzehntausend Seelen.“

So war das Volk beschaffen, über dessen Schicksal die Provinzial-Regierung des britischen Nord-Amerika zu verfügen hatte. Der Krieg mit Frankreich war ausgebrochen, der General Braddock hatte in den Urwäldern Pennsylvaniens eine totale Niederlage erlitten, die Indianer hatten die Partei der Franzosen ergriffen und die englischen Gränzkolonieen schienen ernstlich bedroht. Man fürchtete, daß die Acadier sich ihren kanadischen Stammverwandten anschließen und mit ihnen vereint die britischen Niederlassungen überfallen würden, und beschloß daher, sie unschädlich zu machen. Die ganze Bevölkerung von Acadien sollte aus ihren Wohnsitzen vertrieben und nach den anderen Provinzen übergesiedelt werden. Es war der Gouverneur Lawrence von Massachusetts, der den Plan dazu erdacht hatte, und die Ausführung wurde der neugländischen Miliz übertragen, die das Land noch immer besetzt hielt. Man wollte die Bewohner der verschiedenen Distrikte an einem bestimmten Tage zusammensammeln, ihnen den Befehl des Gouverneurs vorlesen, sie dann zu Gefangenen erklären und auf die bereitliegenden Transportschiffe bringen.

Der Oberst Winslow, in dessen Briefen man einige merkwürdige Details über diese Begebenheit findet, marschirte mit einer Truppen-Abtheilung nach Grand-Pré, an der Bucht von Minas, wo er um die Mitte August eintraf. Da die Aerndte noch nicht beendet war, so mußte er die Ausführung der ihm zugegangenen Instruktionen eine Zeitlang verschieben; am 2. September jedoch erließ er eine Proclamation, in der er alle erwachsenen Männer des Bezirks, so wie alle Knaben über zehn Jahre, aufforderte, sich am 1ten desselben Monats um 3 Uhr Nachmittags in der Kirche von Grand-Pré einzufinden, indem er ihnen wichtige Nachrichten mitzutheilen habe. Es erschienen auch wirklich 418 Mann; sie wurden sogleich von Bewaffneten umringt, und durch eine Anrede, die ihnen Winslow hielt, erfuhren sie das ihnen bevorstehende Loos: Ihre sämtlichen liegenden Güter wären zu Gunsten der Krone konfiszirt, sie selbst wären seine Gefangenen und würden mit ihren Weibern und Kindern aus der Provinz entfernt werden. Ehe aber die Transportschiffe erschienen, an denen es noch fehlte, hatten sie mit den härtesten Entbehrungen zu kämpfen, da man täglich nur zwanzig Personen auf einmal erlaubte, nach ihren Wohnungen zurückzukehren und sich Mundvorrath zu holen. Am 10. September sollte endlich die Einschiffung vor sich gehen. Man hielt es für rathsam, die jüngeren Männer zuerst an Bord zu schaffen; hunderteinundsechzig wurden zu diesem Zwecke ausgewählt, und als sie erklärten, sich nicht von ihren Familien trennen zu wollen, erhielten die Soldaten Befehl, sie mit dem Bajonnett auf die Schiffe zu treiben. Der Gewalt weichend, näherten sie sich mit langsamen und zögernden Schritten dem Ufer, weinend, betend und geistliche Lieder singend; längs dem Wege lagen Schaaren von Weibern und Kindern auf den Knien und begrüßten die Scheidenden mit Thränen und Segenswünschen. Dann wurde auch ein Theil der älteren Leute unter ähnlichen Trauerbezeugungen eingeschifft, bis die im Hafen befindlichen fünf Transportschiffe mit diesen Unglücklichen beladen waren. Die übrigen Einwohner des Bezirks mußten die Ankunft anderer Fahrzeuge abwarten und wurden bis dahin in Gewahrsam gehalten, so daß es acht bis neun Wochen dauerte, ehe die Einschiffung vollendet ward.

In mehreren Distrikten leisteten die so unvermuthet Ueberfallenen Widerstand, und um ihren Gehorsam zu erzwingen, schritt man zu den grausamsten Maßregeln. Ihre Häuser und Kirchen wurden der Erde gleich gemacht, ihre Scheunen verbrannt und ihre Felder verwüstet. Viele flohen in die Wälder, wo sie sich den Indianern anschlossen, einige entkamen nach Kanada, und nicht wenige starben vor Mangel und Elend. Die gemischte Bevölkerung des Gebietes Madawaska, zwischen Neu-Schottland und Maine, besteht aus Nachkömmlingen acadischer Flüchtlinge und indianischer Stämme.

Die aus ihrer friedlichen Heimat entführten Acadier wurden nach den britischen Kolonieen an der Seeküste gebracht und unter die Staaten Massachusetts, New-York, Maryland, Carolina und Georgien vertheilt. In der Eile und Verwirrung, womit dieses vor sich ging, konnte man es nicht verhindern, daß Familien von einander getrennt und an verschiedenen Punkten gelandet wurden. Es traf sich auf diese Weise, daß Mitglieder einer Familie, die sich nach entfernten Gegenden verstreut sahen, ihr ganzes Leben in fruchtlosen Versuchen zubrachten, sich wieder zusammenzufinden. Die grausamsten Leiden mußten allein aus diesem Anstande entspringen, der sich zu den früheren Schreckensscenen gesellte, um eines der traurigsten Bilder in der Geschichte der Menschheit hervorzubringen. Ein friedliches, frommes und glückliches Völkchen, von einfachen Sitten und im Wohlstande, ja, im Ueberflusse lebend, wird plötzlich von seinen Wohnstätten gerissen, seine Besitztungen werden eingezogen, seine Dorfschaften geplündert, seine Kirchen entweicht und verbrannt; Alt und Jung werden an Bord von Fahrzeugen gebracht, die von allem Nöthigen entblößt und kaum mit Lebensmitteln versehen sind; der Gatte wird von seinem Weibe, der Vater von seinen Kindern getrennt und unter den Stürmen eines nordischen Herbstes, beim Anbruch des Winters, nach entlegenen Regionen geschleppt, um den Rest ihres kummervollen Lebens unter einem Volke zu verbringen, das sich zu einem andern Glauben bekennet, eine andere Sprache redet, und dem die unglücklichen Fremdlinge aus religiöser wie aus nationaler Antipathie verhaßt sind.

Das beklagenswerthe Geschick der Acadier ist von dem auch in Deutschland und namentlich den Lesern des Magazins nicht unbekanntem amerikanischen Dichter Longfellow zur Grundlage eines episch-lyrischen Gedichts erwählt worden, dessen Titel wir oben angeführt haben und dem die North American Review einen langen höchst anerkennenden Artikel widmet. Die Heldin,

Evangeline, ist die Tochter eines Bewohners von Grand-Pré, und die Verlobung derselben mit ihrem Geliebten, dem jungen Gabriel, Sohn des Schmiedes Basil, findet in dem Augenblicke statt, als Winslow mit seinen Schergen die friedliche Gemeinde überfällt. Mit der Zerstörung des Dorfes und der Einschiffung der unglücklichen Gefangenen schließt der erste Theil des Gedichts. Der zweite spielt in den Kolonieen, wohin man die Acadier verwiesen hat; die Liebenden sind getrennt worden, manch' trübes Jahr ist vergangen und Evangeline, von unbestimmten Gerüchten über den Aufenthalt ihres Verlobten geleitet, folgt ihm über die Gebirgskette des Alleghany den Ohio und Mississippi hinab nach Louisiana, damals noch eine französische Besitzung. Hier findet sie Basil, der, von einer Gesellschaft seiner acadischen Landsleute umgeben, den Ackerbau betreibt; Gabriel aber, mit gebrochenem Herzen und ohne Hoffnung, die Geliebte wiederzusehen, hat sich den indianischen Jägern im Ozark-Gebirge angeschlossen. Auch dorthin folgt ihm Evangeline, von seinem Vater begleitet: in der spanischen Niederlassung Adaves erfährt sie, daß Gabriel sich erst den Tag zuvor in die Prairien des Westens begeben habe — sie eilt ihm nach, aber stets ist ihr Gabriel voraus, bis ihre vergeblichen Nachforschungen an den Seen des St. Lorenz ihr Ziel finden. Gabriel ist und bleibt verschwunden. Nach jahrelangem Suchen kehrt Evangeline zuletzt nach Philadelphia zurück, wo sie in den Orden der barmherzigen Schwestern tritt, um den Ueberrest ihrer Tage dem Wohle ihrer Mitmenschen zu opfern. Als eine epidemische Krankheit in der Stadt ausbricht, wartet sie Tag und Nacht in den Hospitälern — und so geschieht es, daß man ihr einen Sterbenden bringt, einen alten Mann, mit dünnen grauen Haaren auf der Scheitel, in welchem sie den Geliebten ihrer Jugend erkennt. Sein trübes Auge vermag nicht mehr ihre Züge zu unterscheiden, aber er vernimmt noch einmal die wohlbekannte Stimme, flüstert noch einmal den theuren Namen und haucht in ihren Armen sein Leben aus.

Das Gedicht ist in Hexametern geschrieben, welches Versmaß der Verfasser mit vieler Geschicklichkeit behandelt. Wir müssen jedoch gestehen, daß es uns eine Form scheint, die sich mit dem Geiste der englischen Sprache nicht ganz verträgt, und selbst das unleugbare Talent Longfellow's hat die Schwierigkeiten nur theilweise überwinden können, die ihm das Idiom entgegenstellt. Als Probe mögen folgende, höchst graphische, Zeilen dienen: sie enthalten eine Schilderung des sogenannten indianischen Sommers, einer Jahreszeit, die man bei uns auch wohl den „Alten-Weiber-Sommer“ zu nennen pflegt:

„That beautiful season
Called by the pious Acadian peasants the Summer of All-Saints.
Filled was the air with a dreamy and magical light, and the landscape
Lay as if new-created in all the freshness of childhood.
Peace seemed to reign upon earth, and the restless heart of the ocean
Was for a moment consoled. All sounds were in harmony blended.
Voices of children at play, the crowing of cocks in the farm-yards,
Whirl of wings in the drowsy air, and the cooling of pigeons,
All were subdued and low as the murmurs of love, and the great sun
Looked with the eye of love through the golden vapours around him:
While arrayed in its robes of russet, and scarlet, and yellow,
Bright with the sheen of the dew, each glittering tree of the forest
Flashed like the planet-ree the Persian adorned with mantles and jewels.“

Mannigfaltiges.

— Englische Denkschrift über Schleswig-Holstein. In der vorigen Woche ist in London unter dem Titel: „Denkschrift über die constitutionellen Rechte der Herzogthümer Schleswig und Holstein“ eine Broschüre in englischer Sprache ausgegeben worden, die sehr viel dazu beigetragen, die öffentliche Meinung in England, welche von dänischer Seite überaus irreflektet war, über den Stand der Frage aufzuklären. Die Schrift, vom preussischen Gesandten, Herrn Bunsen, dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Palmerston, überreicht, und außerdem allen Parlaments-Mitgliedern zugesandt, ist vom 8. April 1848 datirt. Hinzugefügt ist eine Nachschrift vom 13. April über die neueren Verhandlungen des deutschen Bundes, so wie eine Abhandlung des Herrn v. Gruner über die dänische Frage und endlich eine Uebersetzung sämtlicher offiziellen Aktenstücke. Als Herausgeber ist Herr Otto v. Wendt genannt. Es heißt in der Denkschrift unter Anderem: „Die beiden Herzogthümer sind seit undenklicher Zeit, als Theile einer und derselben Familie, mit einander vereinigt und haben seit 600 Jahren, mitten unter dem Wechsel von Fürsten und fürstlichen Familien, ihre constitutionelle Unabhängigkeit behauptet, und zwar sowohl gegen die stets erneuerten Angriffe der Dänen, als gegen die Versuche der herrschenden Dynastie, diese Länder auf gleiche Weise wie das Königreich Dänemark zu beschränken, welches letztere immer eine sehr eingegengte politische Freiheit hatte und seit 1660 die einzige vollkommen absolute Monarchie in Europa war.“

*) A Memoir on the Constitutional Rights of the Duchies of Schleswig and Holstein. London, 1848.

Wegen des allgemeinen Stillstandes der Berliner Pressen hat dieses Blatt nicht schon in voriger Woche erscheinen können, doch soll auch in diesem Jahre die richtige Anzahl (156) Nummern geliefert werden.